

Kinder der Seele [Schluss]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

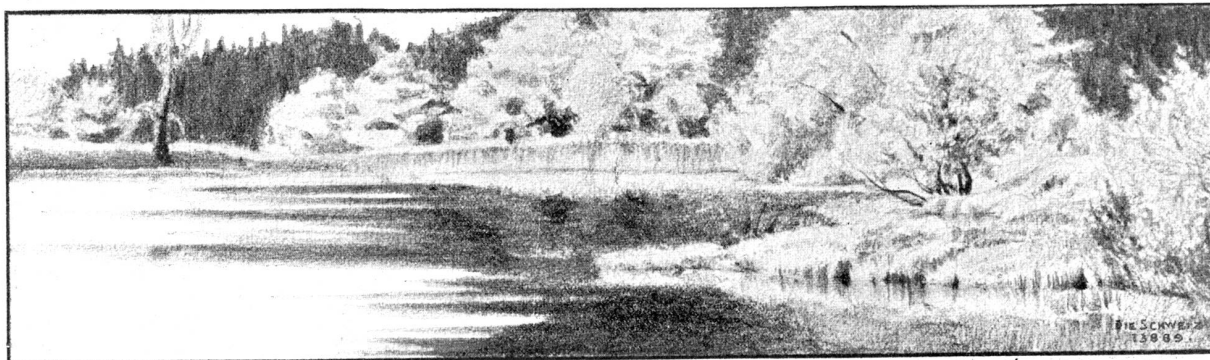
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hardenmeyer. 1901.

✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Schl. B).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Bei Dr. Giese fanden Hilbe und ihre Begleiter ein großes Durcheinander. Frau Selma meinte, Giese polierte ratlos bald mit seiner Frau, bald mit seiner Tochter, und Gerhard redete zornig und doch flehend auf Lona ein, die stumm in einer Ecke saß.

Die Besucher wurden mit einem Wortschwall begrüßt, der ebenso heftig wie undeutlich war.

Dr. Frei hob die Hand und bat um ein wenig Ruhe. Seine sichere Art wirkte wohlthuend, besänftigend auf die erregten Menschen.

„Ich denke,“ sagte er, „wir verständigen uns am besten, wenn wir uns zuerst einmal über die einander widersprechenden Wünsche klar werden und wenn wir keinen Augenblick vergessen, daß wir es gut miteinander meinen.“

„Natürlich,“ rief Giese, den es nervös machte, wenn ein anderer sprach, „natürlich meinen wir es gut mit dir, Lona. Eltern wollen immer nur das Beste ihrer Kinder, und deshalb müssen sich die Kinder der weisen Einsicht fügen. Du aber...“

„Lieber Giese,“ unterbrach ihn Dr. Frei freundlich, „willst du es nicht mir überlassen, die Verhandlung zu führen? Ich bin der Unparteiische, der über der Sache steht, und wir kommen sicher rascher weiter, wenn einer, der nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen hat, die Fragen stellt.“

„Ach ja,“ rief Frau Selma, „fragen Sie, lieber Freund, damit wir endlich zur Ruhe kommen!“

Man setzte sich. Alle rückten in Freis Nähe, nur Lona blieb in ihrer Ecke.

„Nun denn,“ — Dr. Frei schaute auf Gerhard — „ich glaube, du bist derjenige, der hier zuerst sprechen sollte. Was dich bedrängt, wissen wir ja; nun sag du uns kurz, was du willst!“

Der junge Offizier erhob sich. Es zog ihn unwillkürlich in die Höhe; er mußte ja, wieviel für ihn von der nächsten Stunde abhing. Aber er wollte sich nichts erbetteln; was man ihm nicht ganz gab, das mochte er gar nicht. Und dabei fühlte er, wie er in diesem Kreis doch eigentlich allein stand mit den Anschauungen, die an

seinen Beruf gebunden waren und die ihm in ihrer strengen Beschränkung wahr und wertvoll erschienen.

Er begriff nicht, wie man sich dagegen auflehnen konnte; denn er wußte ja nichts vom künstlerischen Sehnsuchtsdrang, der keine Landes- und keine Gesellschaftsgrenze kennt. Weil es ihm wohl war im sicher umhегten Tal, schüttelte er mißbilligend den Kopf über den tollkühnen Kletterer, den es auf den gefährlichen Weg zur Höhe trieb. Nur an die, die mit zerschellten Gliedern unten lagen oder als Krüppel im Tal herumkrochen, dachte er. Von denen, die sich emporgekämpft hatten und nun oben standen in der scharfen, klaren Höhenluft, wußte er nichts, soweit reichte sein Blick nicht.

Er sah nur das Mädchen, das er liebte, dem er die Türe seines gemütlichen Hauses aufschließen wollte, um es dann festzuhalten unter seinem zärtlich besorgten Schutz. Das mußte ja ihr Glück sein, es mußte!

Aber dafür fand er nun keine Worte. Er war zu erbittert, er konnte nicht mehr bitten, nur befehlen. Was gütig überredend sein sollte, klang wie hochmütige Ueberhebung: „Mein bester Onkel Frei, ich verlange sehr wenig. Lona hat sich mir verlobt, wie ich denke, mit der Absicht, meine Frau zu werden. Jedes junge Mädchen in ihrer Lage benützt die Zeit des Brautstandes, um sich über die künftigen Pflichten einer deutschen Hausfrau zu orientieren und darauf vorzubereiten. Lona zog es statt dessen vor, sich in Dingen auszubilden, für die das Haus eines deutschen Offiziers keinen Raum hat. Was Lona in diesen Monaten lernte, entfernte sie von mir und meiner Welt. Ich muß deshalb darauf bestehen, daß sie hier das Versprechen gibt, sich dieser Theaterspielerei für alle Zukunft zu enthalten und auch in ihren Gedanken zurückzukehren zu mir und der Gesellschaft, der sie angehört. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

Der junge Offizier setzte sich wieder. Seinen Worten folgte eine tiefe Stille. Alle schauten nach Lona, die, gelassen die Hände im Schoß verschlungen, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, an ihrem Platz verharrte.

„So antworte doch!“ rief Dr. Giese ungeduldig.

„Nachher, lieber Papa! Ich möchte erst hören, was ihr sagt, du, Mama und Tante Hilbe.“

„Nun denn,“ — Dr. Giese räusperte sich — „ich finde, daß Gerhard mit jedem Worte recht hat. Es gibt für dich nur zwei Wege. Entweder du tust, was er von dir verlangt, dann hast du unsern Segen. Oder du beharrst auf deinen unmöglichen Hirngespinnsten, dann kannst du sehen, wo du unterkommst; wir wollen nichts mehr von dir wissen.“

Dr. Giese hatte sich in Zorn geredet. Er war nicht reich, und in die Freude darüber, Gerhard zum Schwiegersohn zu bekommen, hatte sich damals die Genugtuung über die glänzende Partie gemischt. Nun sollte das alles vorbei sein, weil sich das Mädel die Bühnenmanie eingeimpft hatte. Zu dumm! Na, wenn man ernstlich drohte, würde die Kleine schon wieder zur Vernunft kommen!

Befriedigt sah sich Dr. Giese im Kreise um, dann fuhr er seine Tochter an:

„So, nun weißt du, wie du dran bist, nun tu' den Schnabel auf!“

„Tante Hilbe?“ — Mühsend hilflos klang die Frage. Und nochmals, wie zagendes Vertrauen: „Tantchen mein?“

Hilbe Rainer richtete sich auf. Mit einem raschen Blick holte sie sich bei Frei Mut, dann hob sie den Kopf mit der entschlossenen, freien Bewegung ihrer jungen Jahre.

„Lona hat vorhin auch um meine Meinung. Ich will sie ganz ehrlich aussprechen, obgleich sie mit dem Vorhergesagten in Widerspruch steht. Selbstverständlich hat mein Sohn recht, wenn er verlangt, daß seine Frau jedem Gedanken an das Theater entsage. Das muß sie, wenn sie in diese Gesellschaftsklasse eintritt, und die Forderung ist durchaus berechtigt. Andererseits aber wäre es nach dem, was uns Lona gestern abend zeigte, eine große Ungerechtigkeit, wenn man ihren Widerstand als überspannte Laune, als eine Lächerlichkeit behandelte. Gerd ist Offizier und darf Rücksicht auf seinen Beruf verlangen; Lona aber ist eine Künstlerin, die auch ihrerseits von uns allen Respekt vor ihrem Willen fordern kann. Jedenfalls darf auf ihren Entschluß kein Druck ausgeübt werden. Es ist immer unrecht, wenn Eltern ihre Töchter zu einer Ehe zwingen wollen; in diesem Fall wäre es doppelt verwerflich. Nur ein Gefühl darf hier entscheiden. Lona, mein Herzenskind, das mußt du selbst fühlen. Wenn du Gerd liebst, so tief und heilig liebst, daß sein Verlust dich unerträglich dünkt, dann Lona, wähle die Liebe und entsage der Kunst! Im andern Fall aber laß dich durch nichts und niemanden abhalten, der Stimme zu folgen, die dich auf eine enttäuschungsreiche, freudenarme Bahn ruft! Geh den Weg des Künstlers, geh und klage nicht über zerrissene Füße und einen wunden Körper; denn du wirst dennoch den Himmel offen sehen.“

„Tante Hilbe, Seelenmütterlein!“ Das war ein Erlösungsruf, so hell, so warm, daß Gerhard zusammenzuckte und Selma sich weinend in ihres Mannes Arme warf.

Lona kniete vor Hilbe und küßte ihre Hände. Ihr Gesicht leuchtete, ihre junge Brust dehnte sich, als wolle sie die enge Taille sprengen. Elastisch sprang sie auf die Füße, ihre Stimme war weich und doch voll sicherer Energie.

„Papa, liebste Mama, seid mir nicht böse! Du, Gerd, verzeih mir! Ich hab' ja nicht gewußt, als wir uns verlobten, was in mir steckte. In den anderthalb Jahren hat sich's entwickelt. Ich bin dir gut gewesen, Gerd. Ich bin dir noch gut; aber so lieb, wie Tante Hilbe sagte, hab' ich dich nicht. Sieh, damals in Grobwerdau, als wir uns zankten, weil ich mich ärgerte, daß du ein Recht hattest, mir etwas zu verbieten oder zu erlauben, da fiel's mir zuerst schwer auf die Seele: den Zwang ertrag' ich nicht! Und später, da fühlte ich doch, wie du drinstehst mitten in den Ansichten von der Hörigkeit der Frau, daß du dir das Weib nur als ein Anhängsel des Mannes denken kannst. Gewiß würdest du mich geliebt und beschützt, wohl auch verwöhnt haben. Aber ich wäre an deiner Seite doch immer nur ein halber Mensch geblieben. Ich brauche mehr Raum, Gerd, viel mehr Raum! Einen Beruf muß ich haben, der Kraft verlangt, Kampf und Sieg meiner Persönlichkeit. Dafür kann ich alles ertragen, das weiß ich. Ob das recht von mir ist — darüber hab' ich noch nicht nachgedacht. Das ist mir auch gleichgültig. Ich weiß ja, daß ich so handeln muß; also wird es für mich jedenfalls das Richtige sein. Andere Mädchen denken wieder anders. Für die ist es das Richtige, wenn sie bei einem Mann unterkriechen und ihm die Sorge für das Große und Kleine überlassen können. Unter diesen Mädchen, die soviel sanfter und lenksamer sind wie ich, findest du gewiß bald einen Ersatz. . . Dann, wenn du recht glücklich bist, Gerd, nicht wahr, dann verzeihst du mir, und dann siehst du vielleicht auch ein, daß ich nicht anders handeln konnte. . .“

Stauend schaute Giese auf seine Tochter. Bis jetzt hatte er in ihr immer nur das hübsche, kluge Kind gesehen; nun entdeckte er plötzlich, daß neben ihm eine eigene, entwicklungsfähige Kraft aufgewachsen war, mit der er rechnen mußte. Den Verlust seines Sohnes hatte er nie überwunden; jetzt ahnte er, daß auch eine Tochter der Träger stolzer Hoffnungen sein könne. Einer impulsiven Regung nachgebend, zog er Lona in seine Arme.

„Du sprichst zum ersten Mal ganz offen vor uns, mein Mädel. Ich verstehe, daß dein Willen rein und tapfer ist. Ueber deine Berufspläne wollen wir nachher reden. Jetzt möchte ich nur dich bitten, Gerhard, sei uns nicht böse! So, wie die Dinge liegen, hat das Kind leider recht, und mir scheint, wir müssen uns in das Unabänderliche fügen.“

Er reichte Gerd die Hand. Der junge Offizier drückte sie stumm. Dann aber wandte er sich plötzlich zu seiner Mutter. Schmerz und Groll stritten in seinem hübschen Gesicht:

„Ach, Mama, dir kann ich nicht danken: du hast mir Lona zugeführt, du hast sie mir auch wieder genommen; denn du allein brachtest sie zu Fräulein Hansen. Du bist ja immer gut zu mir gewesen; aber weil ich nicht so klug war wie Lona, Rudolf und Herbert, hast du mich nie so lieb gehabt. Für Rudolf konntest du kämpfen, als er nach Zürich wollte, und Lona stehst du sogar bei gegen deinen eigenen Sohn. Wenn du nur gewollt hättest, so wäre Lona bei mir geblieben. Sie tut ja alles, was du willst. Aber für mich kannst du eben keine Opfer bringen. Ich bin dir zu wenig!“

Mit bangen Augen hörte Hilbe zu. Wie erstarrt hing ihr Blick an ihrem Sohn, der ihr die Ernte eines Lebens ärgerlich vor die Füße warf. Vergebens suchte sie nach Worten.

Da stand schon Dr. Frei neben ihr. Er war blaß vor Empörung.

„Gerhard,“ rief er zornig, „du solltest dich schämen! Weil deine Mutter besser und weiser als wir alle eine große Begabung erkannte, wo wir nur ein lebenswürdiges Mädchen sahen, weil sie unendlich selbstlos den natürlichen Egoismus eines Mutterherzens überwindet und, statt sich die geliebte Schwiegertochter zu erhalten, der Welt eine Künstlerin schenkt, weil sie immer nur das Große, das Bedeutende im Leben will, darum wirfst du ihr mit häßlichen Worten Lieblosigkeit vor. Schäm dich, du kleinlicher Egoist, der du über die Befriedigung deiner selbstsüchtigen Wünsche nicht hinausschauen kannst! Deine Mutter prunzt nicht mit ihren Opfern. Täte sie's, so wüßtest du, was ich dir jetzt sagen will: daß deine Mutter um deinetwillen, als du noch nicht einmal auf der Welt warst, ohne Klage und ohne Zwang, eine stolze künstlerische Laufbahn aufgab. Dein Vater dachte größer wie du. Er wollte der geliebten Frau den Weg freigeben; er wollte ihr helfen und sie mit seiner Liebe schützen. Aber als er zu ihr kam mit seinem braven Entschluß, da hatte sich deine Mutter schon durchgerungen zu Entsagung und peinlichster Pflichterfüllung. Dir hat sie ein Opfer gebracht, so bedeutend, so tief einschneidend, wie dies nur ein Weib kann, das frei ist von jeder Eitelkeit und ganz erfüllt von heiligster, ehrfurchtgebietender Mutterliebe. So, nun weißt du's, und nun geh hin und bitte deine Mutter um Verzeihung!“

Erkittert beugte sich Gerhard über Hilbes Hände:

„Mein geliebtestes Mutting, ich wußte ja nichts, und mir war so furchtbar weh zu Mut, verzeih mir!“

Hilbe schloß zärtlich die Arme um ihn: „Ich begreife dich, mein Junge, es war wohl meine Schuld. Die andern hatten mich eben immer nötiger wie du. Du bist ja fast von selbst geworden, brav und zuverlässig, wie dein Vater war. Ich habe dich sehr lieb, Gerd, das mußt du nie mehr vergessen. Und jetzt, eh' du gehst, sprich noch ein herzliches Wort mit Lona! Geh nicht in Groll auseinander!“

Gerd richtete sich auf. Die andern hatten sich ein wenig zurückgezogen und sprachen eifrig mit Rudolf, der sich bisher ganz still verhalten hatte.

Nun benützte er die günstige Wendung in Gieses Anschauung und unterbreitete ihnen einen Plan, den er schon vorher mit Hilbe und Frei durchgesprochen hatte.

Lona saß in Hilbes Nähe am Tisch, den Kopf in beiden Händen vergraben, und dachte nach.

Als sich Gerd ihr näherte, sprang sie auf. Sie war sehr bleich, und die Begeisterung, die sie vorhin durchleuchtete, hatte sich in fieberhafte Erregung verwandelt.

Sie faßte Gerds Hand und zog ihn vor Hilbe.

„Tantchen mein, ich hab' auch nicht gewußt, daß du einmal deine schöne Kunst ausüben wolltest. Ich dachte immer, dich hätte es nie hinausgetrieben vor die fremden Menschen wie mich; ich glaubte auch, das würde man niemals niederzwingen können. Jetzt aber — ach Tantchen, mir summt alles im Kopf — wenn du das fertig gebracht hast, dann werde ich's wohl auch können. Ich

will tun, was du mir sagst. Wenn du's willst, dann . . . dann werde ich die Bühne aufgeben und Gerd heiraten.“

„Mein gutes, liebes Kind,“ — Hilbe küßte gerührt die angstvoll fragenden Augen — „damit wäre uns schlecht gebient! Du sollst ja glücklich werden, und du sollst nach deiner innern Ueberzeugung handeln, wie ich es auch getan habe. Jawohl, mein Kind! Dr. Frei übertreibt, wenn er meint, ich hätte blutenden Herzens ein quälendes Opfer gebracht. Ich tat nur, was ich nach den Gesetzen, die in mir lebten, tun mußte. Ich hätte keine Ruhe gehabt fern von meinem Kinde, und kein Beifallsjubel hätte das Weinen meines Jungen, der vielleicht nach mir verlangte, übertönt. Ich war, trotz meiner Liebe zur Kunst, eine echte Tochter der Zeit, die der Frau nur in Ausnahmefällen das ‚aus dem Haus heraustreten‘ erlaubte. In mir lebte noch die fast unüberwindliche Scheu vor der Deffentlichkeit. Du aber, kleine Lona, bist aus anderm Stoff geformt. Du sehnst dich nach der Freiheit mit der unbekümmerten Siegesgewißheit unserer Tage. Für dich gibt es nur einen gefürchteten Zwang, das Eingesperrtsein in den engen Kreis der Familie. Darum gelten für dich und deinesgleichen andere Gesetze wie für mich und meinesgleichen. Erzwingen läßt sich darin nichts. Es muß jedes den Weg gehen, der ihm nach ehrlicher, scharfer Prüfung seiner selbst der richtige scheint. Dann verbindet sich die Notwendigkeit mit der Wahrheit, und das Resultat ist gut für einen oder sogar für die Allgemeinheit. Dummheiten entstehen nur, wenn verlogene Eitelkeit und Selbsttäuschung dabei mitwirken. Das ist aber bei dir ausgeschlossen, und darum sage ich dir nochmals: Es ist gut so, wie es ist. Glück auf den Weg!“

Auch Gerd drückte Lona herzlich die Hand: „Ich bin dir nicht böse. Ich wünsche dir alles Gute. Glück auf den Weg!“

Während Gerd von den übrigen Abschied nahm, schloß Hilbe das junge Mädchen in ihre Arme:

„Ich will es dir noch sagen, Lona, um dabei die Freude in deinen Augen zu sehen. Rudolf, dem ich öfters nach Zürich über dich schrieb, hat mit dem Direktor des dortigen Theaters geredet. Die Sentimentale geht für nächsten Winter fort, und da die Gastspiele bis jetzt ohne Erfolg waren, macht der Direktor nun eine Reise durch Deutschland, um eine geeignete Kraft zu finden. Gestern abend hat er dich gesehen. Er glaubt, daß er dich brauchen kann. Du sollst zur Probe an einem kleinen Sommertheater spielen, und wenn du dich bewährst, will er dich für den Winter engagieren. Rudolf spricht darüber jetzt mit deinen Eltern; ich denke, sie werden einverstanden sein.“

„O Tantchen mein,“ — Lona zitterte am ganzen Körper — „Seelenmütterlein, wie schön, wie schön! Und das danke ich natürlich auch wieder dir. Du Liebe, Liebe, wie kann ich's dir vergelten? Du gibst mir so unsagbar viel, und ich tue dir nur weh dafür!“

„Halt dich tapfer, Lona, diene der Kunst, so, wie Saling und ich es dich lehrten! Das ist mein bester Lohn!“

Gerd kam, von Giese begleitet, der ihm freundlich den Rücken klopfte. Er tat ihm leid, der gute Junge; aber was konnte er wollen! Lona mochte ihn nun ein-

mal nicht; die hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine große Künstlerin zu werden. Und seit der Unterredung mit Rudolf sah Dr. Giese dieses Ziel handgreiflich nah vor Augen.

Ja — wenn sich doch die Theaterdirektoren nur so um sie rissen — — —

* * *

Vier Wochen später reiste Rudolf mit Lona nach Zürich. Hilde erhielt lange zufriedene Briefe, die von neuen starken Eindrücken, von kleinen Kämpfen und kleinen Siegen erzählten. Dann, Ende August, gerade zwei Jahre nach jenem Verlobungsabend in Großwerbau kam ein Telegramm:

„Bin auf drei Jahre ans Stadttheater engagiert. Hurrah! Lona.“

Hilde saß in ihrem Wohnzimmer, Dr. Frei war bei ihr, und im Garten gingen Gerd und Lottchen spazieren in herzlicher Eintracht und gegenseitiger Hochachtung.

Frei nimmt das Telegramm und liest es noch einmal.

„Alle Achtung, das Mädchen steigt sicher auf steiler Bahn! Das ist Ihr Werk, Frau Hilde, wie fast alles Gute in unserem Leben Ihr Werk ist!“

„Ach,“ — Hilde Rainer faltet müde die Hände im Schoß — „wie viel habe ich gewollt, wie wenig habe ich erreicht! Zuerst gab ich meine Kunst auf, in der ich vielleicht etwas geleistet hätte, um einen Menschen zu erziehen, wie er vor meiner Seele stand. Wie mühte ich mich mit mir selbst, um einem andern einst die vollendete Lehrmeisterin sein zu können! Und das Resultat? Gerd ist ein guter, tüchtiger Junge, der seinen Beruf ausfüllt, aber nicht einmal darin etwas Hervorragendes leistet. Er hat keine Schätze in sich, weder in seinem Geist noch in seinem Herzen. Durchschnitt, Durchschnitt! Ich liebe ihn, weil er mein Sohn ist; er liebt mich, weil ich seine Mutter bin; ein innigeres Band hält uns nicht. Ihre kleine Tochter ist ihm heute schon

mehr wie ich und wird ihm bald alles sein. Mich freut's ja; Lottchen ist ein herzlich Geschöpf; aber es bereichert mich nicht. Und die andern? Herbert nahm mir der Tod wie meinen treuen Fritz, Rudolf und Lona sind fern von mir. In meinem Besten bin ich allein, keines meiner Ideale erfüllt sich. Ein reiches Leben erhoffte ich mir im engsten Kreise meiner Kinder; heute stehe ich schon einsam fern von ihnen, und einsamer werde ich noch werden, je mehr sich die Anforderungen ihres Schaffens zwischen die Kinder und mich schieben. Man gibt und gibt und bleibt doch am Ende allein!“

Frei legt leise seine Hand auf die ihren: „Sind wir das nicht alle, wir, die wir das Besondere wollen? Liegt das nicht in eben diesem Willen, der sich von der Gemeinschaft mit vielen ängstlich abschließt? Das ist unser Los, wir müssen es tragen!“

Hilde richtete sich auf: „Das war ein gutes Wort, lieber Freund! Ja, wir müssen das Alleinsein ertragen können, wenn wir alt werden. Dann kommt es nicht mehr auf uns an. Wir haben ausgedient, und unsere persönlichen Wünsche sollten erfüllt sein, wenn unser Leben nur dazu nützlich war, den andern, die nach uns kommen, den Weg zu erleichtern. Was liegt an unserer greisen Einsamkeit, wenn nur die Jungen durch uns froh geworden sind, froh und stark!“

Frei küßte ihre Hand: „Das sprach meine alte tapfere Freundin. Und Sie, liebste Hilde, blicken Sie ruhig auf die Straße, die Sie gegangen sind; dann werden Sie auch sehen, daß Sie nicht einsam sind. Ihr Abend wird noch reiche Ernte bringen, glauben Sie mir! Wir alle tragen ja unsere Garben heim zu Ihnen, die unsere Saat gesegnet hat. Und wir bringen Ihnen dankbar die Erntekrone unserer Liebe, wir, Ihre Freunde, Gerd, Ihr Sohn, Lottchen, Ihre Tochter, und die beiden, die Ihnen die Nächsten sind, Sie reiche Einsiedlerin, Rudolf und Lona, die Kinder Ihrer Seele!“



Die Schuld der Glücklichen.

Eine Reiseerfahrung von Gretche Auer, Bern.

(Fortsetzung und Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Am nächsten Morgen trat die kleine Gouvernante früh schon reisefertig an Deck. Sie hatte sich sehr „smart“ gemacht, die helle Bluse umspannte ein fester Gurt, wie eine echte Touristin hatte sie ein Ledertäschchen umhängen, um den Hut hatte sie ein Schleierlein gezogen, das ihr Gesicht wie ein weicher Frühlingshauch umgab und verjüngte. Sie wollte, den Informationen des deutschen Bräutigams folgend, eine Fußwanderung nach einer altrömischen Sehenswürdigkeit antreten, die sie in anderthalb bis zwei Stunden ohne Mühe erreichen konnte, und nun erschien sie sich plötzlich wie eine ganz selbständige und selbstherrliche Vergnügungsreisende und genoß dies neue Gefühl mit kindlicher Freude.

Auf der Brücke begegnete ihr der Maschinist. Ihr Herz schlug auf, glutübergossen senkte sie die Lider. Da sie aber fühlte, daß er stehen blieb und sie anschaute, erhob sie plötzlich die Augen zu ihm mit einem festen, ganzen, liebevollen Blicke, der demüthig sagte: „Ich be-

reue nichts!“ Er flüsterte rasch und leidenschaftlich ein zärtliches Wort, und jetzt antwortete sie mit einem glücklichen Lächeln, das noch mehr sagte als der Blick. Es sprach: „Ich bin dir dankbar!“ Er schaute ihr nach, wie sie über den Quai dahinschritt. Keine Schlawheit lag in ihrer Haltung, ihre Gestalt schien verjüngt, ihr Gang fest und elastisch. Er empfand als unzweifelhafte Wahrheit: diese Frau hatte er gesegnet, nicht beraubt.

Am Ende des Quais blieb sie stehen und grüßte noch einmal strahlenden Gesichtes zurück. Dann verschwand sie in der Gasse.

Oben in der Stadt fand sich ein artig aussehender Junge, der sich für eine Besete erbot, ihr den Weg zum Punte del Diablo zu zeigen, einem alten Römeraquädukt, dessen romantischer Name der Reisenden gar verheißungsvoll in den Ohren klang. Sie gab dem Führer das Päckchen mit dem schmalen Frühstück zu tragen, das ihr der Schiffskoch mitgegeben hatte, hieß ihn vorausgehen und schweigen. Erläuterungen wollte sie nicht.